

Die Neue Welt



Nr. 46

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Celestine.

Novelle von Jan Ner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hajek.

(Schluß.)

Seine Weise war es still. Der Oberkondukteur und der Bremser begannen, nachdem sie ihren Thee ausgetrunken hatten, rauchend eine leise Unterhaltung. Wahrscheinlich tauschten sie ihre Ansichten über die übliche Bahnverwaltung aus, was man aus einzelnen, lauter und energischer gesprochenen Ausdrücken, wie Donnerwetter . . . Pfui Teufel . . . Glend . . . schließen konnte.

Der Bauer trug das Parfüm seines Pelzes im Saale herum, betrachtete die Spiegel, musterte die Bänke, den Fußboden, die Lichter und blieb vor den einzelnen Menschen stehen, um sie ebenfalls tiefsinnig anzufassen.

Der Soldat umkreiste immer noch, wenn auch in gemäßigtem Tempo, den Ofen und schielte halb muthwillig, halb neidisch nach der Krämerfrau, die im Schooße ihr Geld überzählte.

Der Ingenieur suchte in der Nähe des Ofens nach einem passenden Platz für Celestine. Er stellte seinen Handkoffer und das übrige Gepäck auf den Tischrand, breitete über einen Stuhl und die Gepäckstücke den Reißpelz, und machte es so möglich, daß sie sitzend ihr Köpfchen bequem anlehnen konnte, um anzuhören.

Er selbst ließ sich dicht neben ihr an den nachbarliche nieder.

Der Kellner kam mit den Schüsseln und Gläsern. „Wärmt Euer Mäsch nicht besser als Euer Ofen, dann werde ich mich nicht sehr erwärmen.“

„Ziehen Sie sich wintermäßig an, werden Sie nicht frieren.“

„Sie Schlaumeier . . . haben Sie eine Ahnung, was Militär und zweierlei Tuch ist!“ schnauzte der Soldat, den Kellner über die Mäsch mustern. „Ah . . . er wärmt doch! Ziehen Sie ein Fäßchen Mäsch in den Ofen, damit er keine Frostbeulen bekommt,“ fuhr er fort, indem er das geleerte Gläschen zurück gab.

„Was werden wir lange Umstände machen,“ meinte der Oberkondukteur, sich geräuschvoll von seinem Platze erhebend. „Zeigen wir selbst. Für die Arbeit wollen wir schon liquidiren!“

Er ergriff die Kohlenchaufel, öffnete die Ofenthür und warf soviel Kohlen in den Ofen, als derselbe nur zu fassen vermochte. Die übrige Gesellschaft amüsierte sich darüber.

Von dem Perron ertönten zwei Glockenschläge. „Aha, der Nordwestbahnzug fährt von einer Seite in die Station herein, und unser Zug wieder auf der anderen Seite hinaus,“ meinte der Bremser.

„So Gott will,“ antwortete der Oberkondukteur und warf die Schaufel weg. „Gute Nacht, meine Herrschaften, und glückliche Reise! Wenigstens habe ich Ihnen eingeheizt.“

Die beiden Angestellten der Staatsbahn verließen den Saal.

Der Ingenieur schob sein geleertes Geschirr zurück. Die Jüdin brockte ein zweites Stückchen Brot in ihren Kaffee. Der Bauer goß den Rest seines Thees mit einem Schluck hinunter und trat näher an den Soldaten heran, der seinen Stuhl dicht an den Ofen gestellt hatte und auf demselben allmählig eingeschlafen war. Er maß ihn mit einem mitleidigen Blicke, von der blauen, in die Stirn gezogenen Mütze, über den zugeknöpften Rock und die tief in den Taschen steckenden Hände bis zu den langen, ausgestreckten Beinen. Dann ergriff er einen Stuhl, schwang ihn in großem Bogen, als wäre es ein Strohalm, und stellte ihn dicht neben den Soldaten, um es sich selbst darauf bequem zu machen.

Im Halbkreise um den Ofen herum saßen: der Soldat mit seinem Nachbar auf einer Seite, Celestine, von den Beiden etwas entfernt, auf der anderen. Auch ihr fielen schon die Augen zu. Von Zeit zu Zeit hoben sich noch die langen Wimpern, und so oft es geschah, leuchtete ein überaus zärtlicher Blick nach dem Ingenieur hin.

Von der Seite der Nordwestbahn ertönte der zischende Ton einer Dampfpeife und ein rasches Klingeln. Der verspätete Zug fauste mit wachsendem Geräusch in die Station.

Im nächsten Augenblicke wurden die Thüren aufgerissen. Durch die entstandene Oeffnung drangen Wolken weißlicher, frostiger Luft und hinter ihnen eine Anzahl Reisende herein, Alles durcheinander.

„Schnell zum Zuge der Staatsbahn! Wartet schon volle fünf Minuten über die Zeit, gleich wird es klingeln zum dritten Male!“ drängte eifrig der Nachtwächter.

Gilg liefen einige Gestalten durch den Saal. Eilige Kälte durchzog der Duere nach den Raum, und immer noch kamen einzelne verspätete Nachzügler, Koffer und Pelze schleppend. Ein Hasten und Lärmen erfüllte den Wartesaal, und die aufgerissenen und zugeschlagenen Thüren auf der Staatsbahnseite knarrten, klirrten, bröhnten. — — —

Die Handelsfrau setzte sich als Wache zu ihren Schachteln. Der Bauer blieb ruhig sitzen, rauchte und ließ alle Ankommenden und Durchgehenden vor seinem beobachtenden Blicke Revue passiren. Der Soldat gähnte und streckte sich, fuhr dann mit beiden Händen noch tiefer in die Hosentaschen, während der Ingenieur sich nur flüchtig umwandte. Celestine, durch das Geräusch geweckt, sah ein Weilchen nach ihm hin, drückte ihm verstohlen die Hand und legte still lächelnd ihr Köpfchen wieder in den Pelz.

Von draußen hörte man das Zuschlagen der Compéthüren, das Rufen „Fertig!“, drei Glocken-

schläge, dann einen gellenden Pfiff der Lokomotive, das Hornzeichen des Oberkondukteurs, danach ein Strachen, Stoßen und Nachzen der Wagen. Der Zug setzte sich in Bewegung, zuerst langsam, dann im schnelleren Tempo, bis schließlich auch der letzte Wagen mit springendem Gepolter auf dem kreischenden Geleise davon brauste.

Celestine war vollends eingeschlafen. Der Ingenieur deckte sie mit dem Pelze bis zu dem Kinn behutsam zu, dann nahm er still seinen Stuhl und setzte ihn dicht an den Ofen. Celestine blieb etwas entfernt und vereinsamt, als wäre sie fremd und allein, und gehörte garnicht zu dem Ingenieur. Es sah wenigstens so aus, daß ein Fremder eine Zusammengehörigkeit garnicht ahnen konnte.

Von dem Zuge der Nordwestbahn blieben im Saale drei Personen zurück. Ein Mann, welchen man seiner mit Tüchern über die Ohren festgebundenen Landwehrmütze wegen für einen Preußen halten konnte, und der, nachdem er etwas unwirlich den Kellner abgewiesen hatte, in einem Winkel Platz nahm, dort einige Schwaaren auspackte und sich mit ihnen zu beschäftigen anfing. Dann eine ältliche Bäuerin, in einen kurzen Pelz und auffallend viele Röcke gekleidet. Kaum daß sie sich getraute einzutreten und auf einer Bank dicht am Eingange Platz zu nehmen. Endlich erschien auch der Dritte. Nach der Abfahrt des Staatsbahnzuges knarrte die Perronthür und herein trat ein älterer Herr, der offenbar die Abfahrt abgewartet hatte und jetzt, zurückkommend, sorgfältig hinter sich die Thür schloß.

Er hatte ein spießbürgerliches, sauber ausgerüstetes Gesicht, kleine, stechende Augen, einen bereits ergrauenden Backenbart und volle, von einem Lächeln unspielt Lippen. Er war gut gekleidet in einen langen Mantel von schwerem, flausigem Tuche; langsam zog er denselben aus und legte ihn über die Lehne eines Stuhles. Einen kürzeren Winterrock, von welchem er säuberlich jedes Flämmchen entfernte, behielt er an. Er zog seine Handschuhe aus und rieb sich die Hände, dabei pfiff er ganz leise vor sich hin. Unhörbar, in großen Filzgalloshen stehend, begann er im Saale zu promeniren. Den Anfang machte er in der Ecke, wo sich der Eingang zu dem Damenalon befand, und ging schräg zu der gegenüber liegenden Wand und wieder zurück, und beschrieb so auf dem Fußboden einige scharfe Winkel, als wollte er die Linie des Wlges zeichnen. Jeden Einzelnen, den er auf seinem Spaziergang antraf, unterwarf er einer gründlichen Mustering. Zuerst war es der Preuze mit seinen Würsten, auf dem Rückwege dann die ebenfalls bereits einnickende Handelsfrau, und der Reihe nach die schüchternen Bäuerin, der schläfrige Kellner, der Soldat und sein Nachbar,

der Bauer, und schließlich auch der Ingenieur und Celestine.

Die Meisten von ihnen schliefen, ausgenommen die Bäuerin, der Ingenieur, und vielleicht auch der Preuze, der in seinem halbfinsternen Winkel kaum zu sehen war, und von dem man nicht wußte, ob er schon schlafte oder noch saue.

Das milde Licht beleuchtete nur die nächsten Gegenstände. Die Mehrheit der Gesichter war kaum zu unterscheiden, nur auf Celestines Antlitz fiel das volle Lampenlicht. Sie schlief sanft. Ihre Lippen umspielte auch im Schlummer ein liebliches Lächeln und auf ihren Wangen blühten die Rosen. Aus dem um ihre Schultern gezogenen Pelz ragte nur der schlanke weiße Nacken und ihr schöner Kopf hervor, aus dem schwarzglänzenden Fell wie eine römische Büste aus Elfenbein aus einer schwarzen Samtmantelhülle.

Auch der Ingenieur war milde. Seine Augen lehrten immer wieder zu Celestine zurück. Er sah sie wie durch einen Schleier oder wie im Traume, der sie von der übrigen Welt geschieden hatte.

Der auf und ab schreitende Herr langte bei Celestine an. Sein Fuß stockte. Nach einer Weile kehrte er um und wandte sich an den Kellner.

„Schwarzen Kaffee,“ befahl er. Dann setzte er seine Promenade fort, jedoch mehr in seiner früheren Ruhe. Etwas schien ihn aufzuregen. Er piffte leise vor sich hin, blieb für Augenblicke stehen, senkte öfters, rieb sich die Stirn und die Hände, die er dann wieder auf dem Rücken zusammen legte. Er ging nicht mehr durch den Saal, sondern nur noch um den Ofen herum, und so oft er Celestine nahe kam, verlangsamte er seine Schritte.

„Noch einen Schwarzen,“ befahl er, nachdem er die Tasse mit dem anregenden Getränk in einem Zuge ausgetrunken hatte. Und wieder ging er im Kreise um die Gattin des Ingenieurs herum, der im Halbschlummer darauf nicht achtete. Er mochte das Gefühl haben, daß der Fremde nur um den wärmenden Ofen herumgehe. Der scharfe Blick seiner stehenden, beobachtenden Augen wurde von dem Schirm der Reisemütze verdeckt.

„Kellner,“ sprach der Fremde leise, nachdem er auch die zweite Tasse geleert hatte — seiner Sprache nach mochte er ein Berliner sein — „befindet sich augenblicklich auf der Station irgend Jemand im Dienst . . . ein Beamter, Schutzmann, oder etwas Ähnliches, irgend eine staatliche Autorität?“

„Sie wünschen?“

„Eine kleine Anzeige. . .“

„Den Dienst hat augenblicklich nur der Bahnbeamte. Aber wenn ich nicht irre, gebührt ihm nach der Instruktion auch so eine Art Amtsgewalt auf dem Bahnhof.“

„Ich danke.“

Der Fremde verließ den Saal und ließ sich zu dem diensthabenden Beamten führen. Dort legitimierte er sich durch einige Dokumente und verhandelte unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses. Darauf schrieb er noch im Bahnbureau eine Karte, legte ein paar Brieffschaften bei, die er, wohlversiegelt, einem herbeigerufenen Arbeiter übergab, damit er sie sofort nach der Stadt trage.

Durch eine Verbindungstür kehrte der Fremde in den Wartesaal zurück. Hier hatten inzwischen ein Maschinist, ein Konduktur und zwei Bremsen von dem Zuge der Nordwestbahn Platz genommen, nachdem sie den Zug für die morgige Rückfahrt fertig gestellt hatten.

Von dem Dienst ermüdet und stark frierend, verhielten sie sich ruhig. Nachdem sie sich durch wärmende Getränke etwas erholt hatten, verließen sie sämtlich wieder den Saal, um in der Wagenremise einer kurzen Rast zu pflegen.

Im Saale wurde es wieder ruhig. Man hörte nur das gleichmäßige Ticken der Pendeluhr, das Summen im Ofen und das ruhige Atmen der Schläfer, welches nur zeitweise durch leises Schnarchen, kurzes Hüfteln, oder auch einzelnes unwillkürliches Aufsetzen unterbrochen wurde. Dazwischen vernahm man immer noch den leisen Schritt des Fremden, oder von Außen her schwaches Geräusch im Holz- und Eisenwerk, wie es der starke Frost verursachte.

Der Fremde warf einen Blick auf die Uhr, dann auf Celestine. Dann nahm er einen Stuhl und stellte ihn neben den des Ingenieurs und nahm darauf Platz.

Der aus seinem Halbschlummer aufgerüttelte Ingenieur heftete einen langen Blick auf den Unbekannten. Der grüßte höflich. Dann stützte er die Ellenbogen auf die Knie und verharrte so in gebückter Stellung. Ab und zu streifte er, anscheinend absichtslos, seinen Nachbar mit einem flüchtigen Blick.

„Sie langweilen sich?“ bemerkte lächelnd der Ingenieur. „Ich kann nicht schlafen, und es wird mir angenehmer sein, wenn wir uns die Zeit gegenseitig verkürzen.“

„Ich langweile mich nicht,“ erwiderte nachdenklich mit gedämpfter Stimme der Fremde. „Im Gegenteile, allerlei Gedanken nehmen mich in Anspruch, und es wird mir lieb sein, wenn ich sie abschüttle.“

„Um!“

„Oh . . . lassen wir es lieber. Eine traurige Geschichte, als Nachtunterhaltung auch wenig geeignet.“

Der Fremde versank in sein früheres Schweigen. „Wohin reisen Sie,“ begann nach einer Weile der Ingenieur; er frug zwecklos, nur um etwas zu sagen. Seine Neugierde, welche traurige Gedanken den Fremden beschäftigten, war nicht groß. Die Müdigkeit machte ihn ganz apathisch.

„Nach Chrudim. Ich bin Assessor Vogt vom königlichen Kreisgericht in Olag. Habe morgen in Chrudim ein Geschäft, das mich zwingt, die Nachtruhe zu opfern. Hier habe ich über anderthalb Stunden Aufenthalt — die Staatsbahn fährt, glaube ich, nach zwei Uhr hier durch, gegen vier Uhr früh bin ich in Pardubitz, von da muß ich eine Fahrgelegenheit suchen — eine schlechte, elende Verbindung!“

„Um. Aergerlich!“

„Und mit wem habe ich die Ehre?“ frug nach einer Weile der Assessor.

„Ingenieur Paul aus Prag. Fahre hinüber in's Mährische. Auch ich muß hier auf den Zug warten, freilich den der anderen Bahn, der Nordwestbahn, mit der Sie gekommen sind. Mein Zug kommt sogar erst nach drei Uhr hier an und bringt mich über Seiersberg und Skalik weiter. Dann habe ich noch die mährische Grenzbahn zu passieren, bevor ich das Ziel meiner Reise erreicht habe.“

„Auch eine langweilige, zerstückelte Reise.“

„Freilich. Aber ich ärgere mich nicht darüber; erstens würde es mir nichts nützen, und dann sind wir Techniker solche kleine Annehmlichkeiten schon gewohnt. Die Herren vom grünen Tische . . . freilich . . .“

„Den Teufel! Wir Gerichtsbeamte müssen auch sehr häufig die persönliche Bequemlichkeit dringenden Pflichten unterordnen, und thun es gern, wenn es sich um einen interessanten Fall handelt. So zum Beispiel heute . . . sehen Sie, da fahre ich aus eigenem Antriebe, weil mich der Fall interessiert und auch amüsiert.“

„Ein amüsanter Kriminalfall?“

„Ja. Ich will mich einmal galant erweisen. Wir halten nämlich bei uns in Olag eine Dame aus Chrudim in Haft. Und der möchte ich gern aus der ungemüthlichen Situation heraus helfen. . .“

„Ah . . . Frau Chladet?“

„Wie . . . Sie wissen etwas davon?“

„Ja wohl. Nur daß ich es beinahe schon wieder vergessen hätte. Ich las darüber einige kleine Zeitungsnotizen. . .“

„Zeitungsnotizen! Ja freilich. Die Zeitungen sind die Fundgruben und privilegierten Quellen für alle Indiscretionen. Das Gericht prüft erst nur und untersucht, aber die Zeitungen . . . das heißt, das Zeitungspublicum . . . die richten gleich. Also Frau Chladet ist schon gerichtet? Apropos, was wissen Sie von der Geschichte?“

„Chladet — nebenbei gesagt, mein ehemaliger Chef — hat sich irgendwo bei Chrudim angekauft. Er wollte sein Geschäft als Unternehmer aufgeben und von seinen Renten leben. Bei dem Rechnungsabluß hat sich nun herausgestellt, daß ein preussischer Geschäftsfreund dem Chladet recht empfindliche

Verluste beigebracht hat. Der Rechnungsführer, der bei der Geschichte nicht ganz ohne Schuld gewesen sein mag, hat nun eingesehen, daß es nicht anginge, zwei Herren zu dienen, er reiste selbst nach Preußen, um die fremde Firma zur Herausgabe der Beute zu bewegen. Und Frau Chladet reiste ihm nach. Beide wurden nun in Olag verhaftet. Warum, weiß ich nicht. . .“

„Auf die direkte Requisition des Herrn Chladet. Dieser Herr befürchtete, daß der Rechnungsführer seine Frau entführen wolle, und daß sie Beide mit der preussischen Firma ein abgetarntes Spiel treiben. Die Lächerlichkeit dieses Verdachtes kam bald an den Tag, und der Rechnungsführer wurde frei gelassen. Und jetzt, wie ich vermuthet, hilft er aus Rache seinem Herrn nicht und läßt ihn stecken. Aber Frau Chladet halten wir noch fest, wegen allerlei falscher Aussagen, wie sie die leichtfertigen Frauenzimmer, wenn sie den Gerichten entronnen wollen, immer bei der Hand haben. Sie verwickelte sich in Widersprüche, und unser Staatsanwalt ergriff nun blutdürstig einige der Fäden, untersuchte auf's Neue und suchte die Frau in eine romantische Schwindelaffaire zu verwickeln. Es würde Sie ermüden, wollte ich Ihnen die Sache nach der juristischen Seite hin auseinander setzen. Mir thut die arme Frau leid. . . Und so nahm ich mich der Sache an und habe es nur mir selbst zuzuschreiben, wenn ich morgen in Chrudim sein muß.“

„Und Sie thun recht,“ erwiderte der Ingenieur und fuhr lächelnd fort: „Ich kenne Frau Chladet. Sie ist ihrem Gatten täglich zehnmal untreu, sie haßt ihn und begeht in einemfort Ehebruch mit Anderen — aber Alles nur in ihrer Phantasie. Um diese Sünden jedoch thatsächlich zu begehen, dazu fehlt es ihr an Bagemuth und auch an Charakter. Sie ist eine von jenen nichtsankigen Frauen, die in einemfort sich und Andere belügen. Ich weiß selbst, daß sie mit dem Rechnungsführer kokettirte, aber sich für ihn in eine Gefahr zu stürzen, dazu ist sie zu feige, da liebt sie sich selbst viel zu sehr. Kommt es zu einer Katastrophe, brennt sie durch und läßt den Galan in der Klemme und wird sich noch freuen, daß sie so glücklich entklimpste. Und dabei bleibt sie nicht nur vor der Welt, sondern auch vor sich selbst eine rechtschaffene, tugendhafte Frau und bringt es noch fertig, darauf stolz zu sein.“

„Sie bestätigen durchwegs meine Wahrnehmungen. Ich danke Ihnen,“ sagte der Assessor. „Solcher Frauen, wie Sie sie geschildert, giebt es leider übergenug. Sie sind vielleicht schuldig vor ihrem Gewissen, aber nicht vor dem Gesetz. Wir werden sie freilassen müssen. . .“

Die nach den Bahnbureau führende Thür wurde leise geöffnet, und in den Saal trat ein Beamter, mit der rothen Mütze auf dem Kopfe.

Assessor Vogt zog die Augenbrauen in die Höhe und sah den Beamten fragend an.

Dieser gab mit dem Kopfe ein verneinendes Zeichen, musterte neugierig die Schlafenden und dann den Assessor.

Der preussische Gerichtsbeamte fühlte keine Lust, die Neugierde des Mannes mit der rothen Mütze zu befriedigen, und ignorirte seine Blicke. Dieser zog sich langsam wieder zurück und verschwand.

Eine geraume Weile blieb Alles wieder ruhig.

„Ein Viertel auf Zwei. Ja freilich, um diese Stunde steht Niemand gerne auf, und . . . vollends wegen solcher . . .“ brummte, mehr für sich, der Assessor.

„Entschuldigen Sie. Ich habe Sie nicht verstanden,“ sprach der in seinem Schlummer gestörte Ingenieur.

„Schadet nichts. . . Ich stelle nur so meine Betrachtungen an über den sonderbaren Weihnachtsabend heute. Sonderbar für uns, und erst für sie. Es werden heute nicht Viele sein, die nicht wenigstens einen frohen Sinn und irgend eine bescheidene Freude mit hinüber nehmen in ihren Weihnachtschlummer und wir . . . hier. . .“

Die Worte des Assessors erstarben in einem leisen Gemurmel. Er heftete einen langen Blick auf Celestine, dann strich er sich ein paar Mal über die Stirne.

„Ja, wir Beide freilich, sitzen hier wie auf Stollen,

auf halbem Wege, ermüdet und verdrossen, wie zwei Biber, die genöthigt sind, zu gleicher Zeit auf derselben Landstraße zu übernachten," bemerkte der Ingenieur, indem er sich aus seiner Schläfrigkeit aufzurütteln suchte.

"So ist es. Aber es giebt noch schlimmere Dinge. Es ist doch ein schändliches Handwerk, das eines Kriminalbeamten. — Sie sind es nicht. Mich brauchen Sie wahrlich nicht darum zu beneiden."

Der Soldat beim Ofen rutschte von seinem Stuhl herunter und wäre auf den Ofen gefallen, wenn ihn der Bauer, den das Gepolter geweckt, nicht rechtzeitig noch festgehalten hätte. Darauf nahmen Beide, der Ketter wie der Gerettete, ihre Stellungen wieder ein und schliefen weiter.

"Ich beneide Sie auch nicht," antwortete der Ingenieur. "Aber . . . erlauben Sie die Frage, was ist es denn eigentlich, daß Sie sich gerade heute so gedrückt fühlen?" sprach er nach einer Weile weiter.

"Ich bin sehr erregt. Ein merkwürdiger Umstand hat mir einen überaus häßlichen Wihnachtsabend vor vier Jahren in Erinnerung gebracht. Es war eine sehr häßliche Geschichte, und heute muß ich sie in Gedanken nochmals durchleben, als wäre das Alles erst heute passiert."

"Erzählen Sie," ermunterte ihn der Ingenieur und nahm dabei auf seinem Stuhl eine bequemere Lage, wie man es zu thun pflegt, wenn man bereit ist, einer längeren Erzählung zu lauschen.

"Ich will es thun," willigte nach einer Weile der Assessor ein, dabei seinen Chronometer mit der Pendeluhr an der Wand vergleichend. "Zum Zwecke der Recapitulation," setzte er, wie erklärend, hinzu.

"Stellner . . . noch einen Schwarzen. . . ."

"Wozu wollen Sie sich noch mehr aufregen?"

"Na . . . wir Preußen thun es schon nicht anders, wenn wir einmal über Ihre Grenze kommen, da wollen wir uns schon an Ihrem Kaffee göttlich thun. . . ."

"Ich kannte also damals einen gewissen Bernhard Schimpfle & Co. . . . das heißt: Herrn Bernhard Schimpfle," begann der Assessor, nachdem er den bestellten Kaffee in Empfang genommen. Er sprach gemessen, und machte zwischen den einzelnen Sätzen längere Pausen. "Ein lustiger Burche, und Skavaliere durch und durch, obwohl ohne Wappen. Ein Spieler, ein Trinker und Don Juan par excellence. Aber das Alles bis zu einem gewissen Maß, mit einem besonderen savoir vivre. Na . . . vor dem Tode seines Vaters war er Kadett und dann Garde-Lieutenant, urtheilen Sie selbst, was das für eine Schule war. Durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel hat er weiter Niemand geschädigt, außer sich selbst. Er erbt ein hübsches . . . ja ein großes Vermögen, aber in einigen Jahren hatte er es durchgebracht. Dann hat er geheirathet, seine Braut brachte ihm eine respectable Mitgift in die Ehe, die er auch bald verputzte. Aber was die Liebe nicht thut: Sie starb, und er nahm sich ihren Tod, oder vielleicht auch die sich einstellende finanzielle Misere, derart zu Herzen, daß er mit einem Male anfang zu wirtschaften. Er verkaufte seine schönen Pferde, seine Villa und das Haus in Breslau und zog sich auf sein industrielles Unternehmen zurück und machte Geld . . . wahrhaftig, er machte es. Von Zeit zu Zeit gönnte er sich eine kleine Freude, namentlich die Besuche von galanten Dämchen gewährten ihm ein besonderes Vergnügen — oder er reiste zur Abwechslung ihnen auch manchmal nach; ein anderes Mal wurde bei ihm bis in den hellen Morgen banketirt, wobei der Champagner in Strömen floss. Gerne bekenne ich, daß ich bei ihm eine sehr angenehme Nacht verbracht habe, vielleicht waren es auch zwei . . . oder sogar drei, . . . hehehe! . . . Na, was schadet! . . ."

Er winkte dem Stellner und übergab ihm die geleerte Tasse. Der Stellner, aller weiteren Sorgen überhoben, faltete die Serviette zusammen, legte sie auf den Tisch, und den Kopf darauf gestützt, schlief er ein.

"Es waren damals lustige Zeiten in Lasintau."

"Wo liegt das?"

"Nicht weit von Myslowitz in Oberschlesien, gegen die russische Grenze zu. Wie ich schon gesagt habe: Schimpfle wirtschaftete und machte Geld,

was ihn so ein kleines Festchen heute gekostet, das heimste er morgen wieder ein. Er kümmerte sich um Alles selbst, kein Heller durfte durch andere Finger gehen, und seine Angestellten hielt er in unbarmherziger Zucht. Keine handvoll Kohlen ging ihm verloren — er hatte nämlich ein Kohlenbergwerk, was ich vergaß zu erwähnen. Seine Thätigkeit war eine zweifache: In Geschäften, da wetteiferte er mit dem geriebensten Kaufmann und arbeitete nur auf recht hohen Gewinn, den er sich durch allerlei kaufmännische Kniffe und Schliche zu sichern wußte. Als Selbsterzeuger seiner Waare sorgte er dafür, daß ihm die Herstellung so billig als möglich zu stehen kam, und stets war er darauf bedacht, seine geschäftlichen Ausgaben noch zu vermindern. Er reduzirte das Personal auf das Aeußerste, schränkte alle Stellen, die die Verwaltung erheischte, so viel wie möglich ein, und mit seinen Arbeitern erzielte er bei geringerem Lohne das Doppelte, als seine Konkurrenten. Die Arbeitszeit verlängerte Schimpfle bis auf das äußerste Maximum, stellte den Arbeitslohn fest — natürlich zu seinem Vortheil, hegte und trieb die Steiger an, die dann wieder die Häuer hegen und antreiben mußten. Aber nicht genug daran. Damit die Leute sich nicht anderweitig zerstreuen und ihr Geld los werden konnten und damit er auch hier seinen Profit hatte, richtete er Kantinen ein, und nur hier durften die Bergleute ihre Einkäufe machen. . . . Alles, was man so zum Leben braucht. Und wissen Sie, was das für Menschen sind? . . . Nein, das werden Sie nicht wissen. . . ."

"Oh . . . ich weiß. Ich kenne anderswo ähnliche Verhältnisse," erwiderte der Ingenieur und dachte an Celestynens Eltern und die ihm seiner Zeit geschilderten Zustände in der Oberlausitz.

"Sie kennen es also: Ein verkommenes Volk von niedriger Denkart, total ungebildet und roh, dem Schnapsstrunk ergeben und unfähig, sich auch nur zum Schatten eines menschenwürdigen Daseins emporzuschwingen. Allerdings werden sie von den Bergwerksbesitzern dazu erzogen und auch danach behandelt. Und Schimpfle machte wahrlich keine Ausnahme, die ganze Zeit schwang er seine Karbatsche über ihnen. Und wahrhaftig, ich wüßte nicht, trotz meiner eigenen, gewiß humanen Gesinnung, wie man sonst mit solchem Gesindel umgehen sollte. Diese Leute — nebenbei gesagt, ein merkwürdiges Völkchen, so eine Art Polaken, und dann wieder mehr Slowaken — sind thatsächlich nur die pure Masse roher, thierischer, mechanischer Kraft. Nur so sind sie zu gebrauchen, anders nicht. Und von solchem Schlage sind die Menschen in dem ganzen Kohlenrevier in Ober-Schlesien. Schimpfle's Arbeiter kennzeichnet am besten das Ereigniß, welches mich heute so erregt."

Die Handelsfrau stieß im Schlaf mit dem Kopf an ihre Schachteln und sprang erschrocken empor.

"Der Zug ist doch nicht etwa schon fort?" frug sie ängstlich.

"Halb zwei," antwortete ungeduldig der Assessor, seine Uhr einsteckend. Sein Blick streifte dabei die schlafende Celestyne.

Die Handelsfrau beruhigte sich wieder.

"Mit einem Male," fuhr der Assessor, nachdem die Ruhe wieder eingetreten, in seiner Erzählung fort, "tauchte unter Schimpfle's Arbeitern ein Heer, ein Aufwiegler, ein Agitator auf, und zwar ein junges, siebenzehnjähriges Mädchen; ein schönes, herziges Kind."

Der Assessor blinnte Celestyne fest an. Er beachtete es nicht einmal, daß auch der Ingenieur den schönen Frauenkopf mit einem liebevollen Blick betrachtete. Er mußte Celestynens Jugend gedenken und war doppelt beglückt, ihr ein glücklicheres Dasein bereitet zu haben, als er den trostlosen Schilderungen des Assessors lauschte, in welchen sich auch Celestynens traurige Erfahrungen widerspiegelten.

"Kaum daß sie jedoch den Mund aufgethan, um ihre Lehren zu predigen, fielen die Bergleute über sie her. Und ihre eigene — beachten Sie wohl — ihre eigene Mutter hat die Menschen herbei geholt. Man schleppte sie zu dem Herrn und dieser übergab die Aufwieglerin dem Gericht. Ich war dabei bethelligt. Sie leugnete nichts, bekannte sich zu Allem, und machte keinen Versuch, sich zu

vertheidigen. Zwischen den Gendarmen sah sie wie gelbesabwesend. Uns that das arme Mädchen in der Seele leid, — wahrlich, sie war besser als ihre Landsleute. Schimpfle hatte sie ja selbst auf seine Kosten erziehen lassen, — verurtheilen mußten wir sie, und so bekam sie eine milde Gefängnißstrafe. Aber der Kerkermeister hat um sie Angst genug ausgestanden, sie aß nicht und schlief nicht, und wenn sie mit den Händen nach dem Kopfe griff und: "Meine Mutter, meine Mutter!" stöhnte, da ging es ihm durch Mark und Bein. . . ."

Draußen ertönten Schritte. Der Assessor horchte.

"Solcher Niedrigkeit ist nur eine Mutter fähig," bemerkte der Ingenieur, "welche die sklavische Arbeit thatsächlich auf die Stufe der Bieberlauer herabgedrückt hat. Aber es ist nicht ihre Schuld, mein Herr. Die Schuld tragen Diejenigen, die ihre Leute derart unterdrücken, daß sie die Empörung gegen ihre Bedrücker als eine Verfündigung gegen sich selbst betrachten."

Der Assessor zuckte mit den Achseln.

"Am Weihnachtsabend haben wir sie entlassen," setzte der Assessor Bogt seine Erzählung fort, nachdem er sich über das vernommene Geräusch beruhigt hatte, "sie ging direkt zu ihrer Mutter, und fand dieselbe auf dem Sterbebette. Die Mutter soll sie mit Vorwürfen und Schimpfereien empfangen haben — die Zeugen haben später so ausgesagt. Die Tochter jedoch, wahrscheinlich gewohnt, das an ihr begangene Unrecht zu verzeihen, für das die Mutter vielleicht selbst nicht konnte, pflegte sie. Bald hatte sie sich jedoch überzeugt, daß hier keine Hilfe möglich und daß das letzte Stündchen nahe. Sie zog sich an und barg in ihrem Gewande ein langes Messer. Ueber dieses Messer gehen die Meinungen auseinander. Einzelne Zeugen erzählen, daß die jüngeren Bergleute das Mädchen verfolgt haben und ihr gram waren, weil sie, wie sie sagten, die Prinzessin spielte. Aus diesem Grunde soll sie stets ein Messer bei sich gehabt haben, wenn sie am Abend ausgehen mußte. Andere Zeugen wissen nichts davon. Und Einige wieder nehmen an, daß das Mädchen das Messer in selbstmörderischer Absicht mitgenommen hat. Wer weiß, was das Richtige sein mag! Eine Aussage ihrerseits existirt nicht. . . . Sie ging also, um in Mutter's Namen den Vater zu holen. Sie wußte wohl, wo sie ihn finden würde, und ging direkt in die Kantine und frug nach ihm. Er saß im oberen Stock beim Kartenspiel, und im selben Augenblick, als das Mädchen eintrat, entstand unter den Spielern ein derart wilder Streit, daß sie es vorzog, bei Seite zu treten und sich in einer anstößenden Kammer zu verstecken. Und hier wurde sie Zeuge folgender Szene: Ihr betrunkenen Vater wurde gewaltsam bedroht, weil er seinen Spielverlust nicht zahlen wollte, und es kam so weit, daß der elende Mensch seine eigene Tochter, Agnes Delina, als letzten Einsatz gab. Er verpielte. Einer der Bergleute, der das Mädchen gewahr wurde, rief: "Hier ist sie!" Der Gewinner trat unter allgemeinem Gelächter in die Kammer, um sein Gewinnt zu holen. An der Thür trat ihm in den Weg — Schimpfle. Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, auch manchmal das Trinkgelage seiner Leute zu kontrolliren. Er donnerte in den Haufen hinein, und die erschreckten Bergleute verstummten und — beichteten. Schimpfle winkte den Gewinner zu sich und führte ihn in die Kammer, wo Agnes weinte und sich hinter einem Vorhang versteckt hielt. Schimpfle konnte den ganzen Handel mit einem Wort zu nichte machen, und kein Mensch hätte es gewagt, auch nur einen Laut zu äußern — aber, er machte dem Gewinner den Vorschlag, ihm sein Gewinnt abzukaufen. Er feilschte noch mit ihm und zahlte ihm schließlich — siebenzehn Mark aus.

"So viel ist es schon werth," bemerkte er dabei.

"Und hier soll sie versteckt sein? Da wollen wir gleich nachsehen!" Es waren seine letzten Worte. Agnes, die Alles gehört hatte, sprang hervor, vor den Augen des Bergmannes bligte ein langes Messer, Schimpfle's schwerer Körper fiel zu Boden. Es war Alles aus. Schimpfle lag sterbend auf der Erde, mit dem Messer in der Brust, und bevor irgend eine Hilfe kam, war er todt. . . . Agnes verschwand spurlos. Der Steckbrief hat sie bis zur Minute nicht

erreicht. Nur einmal hatten wir vorübergehend eine Spur von ihr, aber auch die ist bald verschwunden. Ich weiß nicht, zu welchem Zwecke, vielleicht daß es sich um eine Heirath gehandelt hat, soll sie sich aus einer anderen Gegend Deutschlands den Tauschein einer fremden Person verschafft haben. . . ."

Der Assessor verstummt und blickt vor sich hin. Und wieder war es still in dem Saal, den nur das leise Athmen der Schlafenden, das Ticken der Wanduhr und das Gesumme in dem Ofen belebte. Draußen pfliff ein scharfer Wind und peitschte den sandförmigen Schnee gegen die Fensterscheiben.

"Sie hätten sie höchstens wegen Todtschlag richten können. Ich hätte sie überhaupt nicht verurtheilt," sagte der Ingenieur, der nun, nachdem die Spannung des Zuhörens aufgehört hatte, nur noch mit Mühe gegen die zunehmende Müdigkeit ankämpfte.

Er wendete sich mit dem Gesicht gegen Celestine und ergab sich dem Wohlgefühl eines behaglichen Halbschlummers.

Wie im Traume sah er noch, wie die zu den Bureau fuhrende Thür geöffnet wurde und in den Wartesaal der Mann mit der roten Mütze trat. Ihm folgte ein landesherrlicher Beamter in Begleitung eines dienstmäßig ausgerüsteten Gendarmen.

Assessor Bogt ging ihnen entgegen, und nachdem er ihnen verschiedene Papiere vorgewiesen hatte, verhandelte er leise mit ihnen.

Der Ingenieur athmete in seinem Schlummer ruhig weiter. Plötzlich fühlte er sich durch eine außerordentliche, seltsame Erscheinung ergriffen. Er sah, vollends erwacht, wie die vier Männer ihre Blicke auf Celestine richteten, auf sie hindenteten und von ihr sprachen.

Und da trat auch schon der Beamte, von dem Gendarmen begleitet, an Celestine heran, und die Hand auf ihren Arm legend, sprach er laut:

"Agnes Delina, im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie auf Requisition des königlich preussischen Kriminal-Assessors Bogt für verhaftet."

Ein zweifacher, verzweiflungsvoller Schrei wurde ihm als Antwort.

Wie vom Blitz getroffen schnellte die Gattin des Ingenieurs unter der Berührung des Beamten empor. Mit entsetzten Augen blickte sie nun sich und schlug krampfhaft die Hände zusammen.

"Also doch!" rief sie mit brechender Stimme. "Berg'eb mir . . . Otakar!"

Dann stürzte sie zu seinen Füßen.

Der Ingenieur wehrte sich wie wahnsinnig und rang verzweifelt mit den Männern des Gerichts um ihr Opfer.

Aus dem Wartesaal, den Bureau und dem Bahnhof lief Alles zusammen. — — —

* * *

Celestine verwehte, wie die Blume ohne Than und Sonnenschein, im Gefängniß, bevor das Gerichtsverfahren zu Ende geführt wurde. Sie vermachte dem geliebten Manne ein schönes, lachendes Kind, ihr Ebenbild.

Der Ingenieur fühlt sein Herz bluten, wenn er sein Kind sieht, seine herzige, süße, wilde Agnes. Das Kind schaut mit seinen lustigen Augen so klug drein, reißt sich das Mützchen vom Kopfe und strampelt jauchzend und muthwillig mit den runden Beinchen, daß der Vater sich an ihm nicht satt sehen und über seinen Anblick nicht genug weinen kann.

Und wenn die alte Wirthschafterin, Zaul's Tante, das süße Geschöpfchen babet, läßt sie das rothe, zarte Aermchen, auf welchem fünf schmale, rothe Streifen ein unvergängliches Zeichen bilden. Und sie pflegt zu sagen:

"Ja, ja, du armes Ding, die Hand des Schicksals hat deine arme Mutter grausam hart angefaßt." —

E n d e.

Die Entwicklung der neueren Pädagogik.

Von Friedrich Müller.

(Fortsetzung.)

II.

In Frankreich begegnen uns während des 16. Jahrhunderts Männer wie der als Satiriker bekannte François Rabelais (1483—1553) und der als Bekämpfer der mittelalterlichen Philosophie bekannte Pierre Ramée (1515—1572) auch pädagogisch als Eiferer gegen bisherige Autoritäten, dieser speziell auch als Universitätsreformer. Dann aber war es insbesondere der Essayist Michel de Montaigne (1533—1592), der zwar Weniges, aber für die geschichtliche Entwicklung um so Bedeutameres zur Pädagogik beitrug. Auch bei ihm handelt es sich um ein Protestiren gegen den bisherigen Betrieb der Pädagogik, gegen ein Anfüllen des Kopfes mit pedantischer Gelehrsamkeit (obchon er an den Alten festhalten will) und gegen Unnatur. Montaigne tritt, ungeachtet der großen Rolle, die bei ihm die Verstandesbildung spielt, für eine von klein auf beginnende leibliche und seelische Erziehung ein; allerdings denkt er dabei vornehmlich an die Heranbildung des jungen Edelmannes.

In diesem Zusammenhang sei auch des für die Pädagogik neuerdings mehr gewürdigten Humanisten J. L. Bives (1492—1540) gedacht, eines Spaniers, der besonders in Flandern wirkte.

In England steht nach unseren jetzigen Kenntnissen an der Spitze der neueren Pädagogiker Bacon von Verulam (1561—1626), derselbe, der im Entwicklungsgang der neueren Philosophie als der erste große Vertheidiger eines Erfahrungswissens gegenüber den als leere Spitzfindigkeiten hingestellten Spekulationen des Mittelalters gilt, und derselbe, dem die Abfassung der Shakespeare'schen Dramen zugemuthet wird. Seine philosophische Stellung prägt sich auch in seiner Pädagogik aus: er eröffnet die Reihe der „Empiristen“, insofern bei diesen das von außen in den Geist Hineinkommende mindestens mehr Beachtung findet, als das Eigenleben in ihm. Dazu kommt nun ein Abbruch an der vormem gleichmäßigeren Berücksichtigung aller seelischen Kräfte des Menschen: jetzt ist es der Verstand, der als die vornehmste dieser Kräfte gefaßt wird, und dessen Bildung als das Hauptgeschäft der Pädagogik gilt. Vor Allem sollen Kenntnisse übermittelt werden — begreiflich in einer Zeit, die einen fortwährend steigenden Reichthum von solchen bringt; die Erziehung tritt hinter den Unterricht zurück, der Segen wie der Fluch der einseitigen Verstandesbildung lagert sich von da an über unsere Pädagogik. Allein diese Verstandesbildung ruht hinwider nicht mehr auf der naiven Hingabe des Mittelalters an den Bildungsinhalt, sondern auf einem Gedanken, richtig und verführerisch zugleich wie nur einer, auf dem Gedanken: „Wissen ist Macht.“ Unstreitig bezeichnet dieses seit Bacon vielgebrauchte Werk eine werthvolle Einsicht in das Verhältniß des Menschen zur Welt: es ist der segensreiche Ruf bei seinem Kampfe mit der Natur. Allein es birgt in sich wiederum das Verderben, das jedes unmittelbare Interesse über die Pädagogik bringt: der Lehrinhalt wird zum Mittel für Anderweitiges, zur baaren Nützlichkeit. Auch der besonders damals beliebte Satz, daß wir nicht für die Schule, sondern für's Leben lernen, fällt unter die gleiche Betrachtung.

So durchzieht der Zug des Nutzens unsere Pädagogik bis heute. In begreiflichem Zusammenhang damit steht das Absehen der Bildung von dem Ueberirdischen und von den dieses vertretenden Mächten der Welt. Immer konzentriert hält sich die Pädagogik an das Diesseits, zumal an das Nützliche in ihm, obchon die Führer dieser Pädagogik, insbesondere Bacon selber, für sich keineswegs ungläubig waren. Und mit dieser Konzentration ging Hand in Hand die Dienststellung der Pädagogik gegenüber dem weltlichen Staat, als Seitenstück zu ihrer feinerzeitigen Dienststellung gegenüber der Kirche als der Vertreterin eines Gottesstaates.

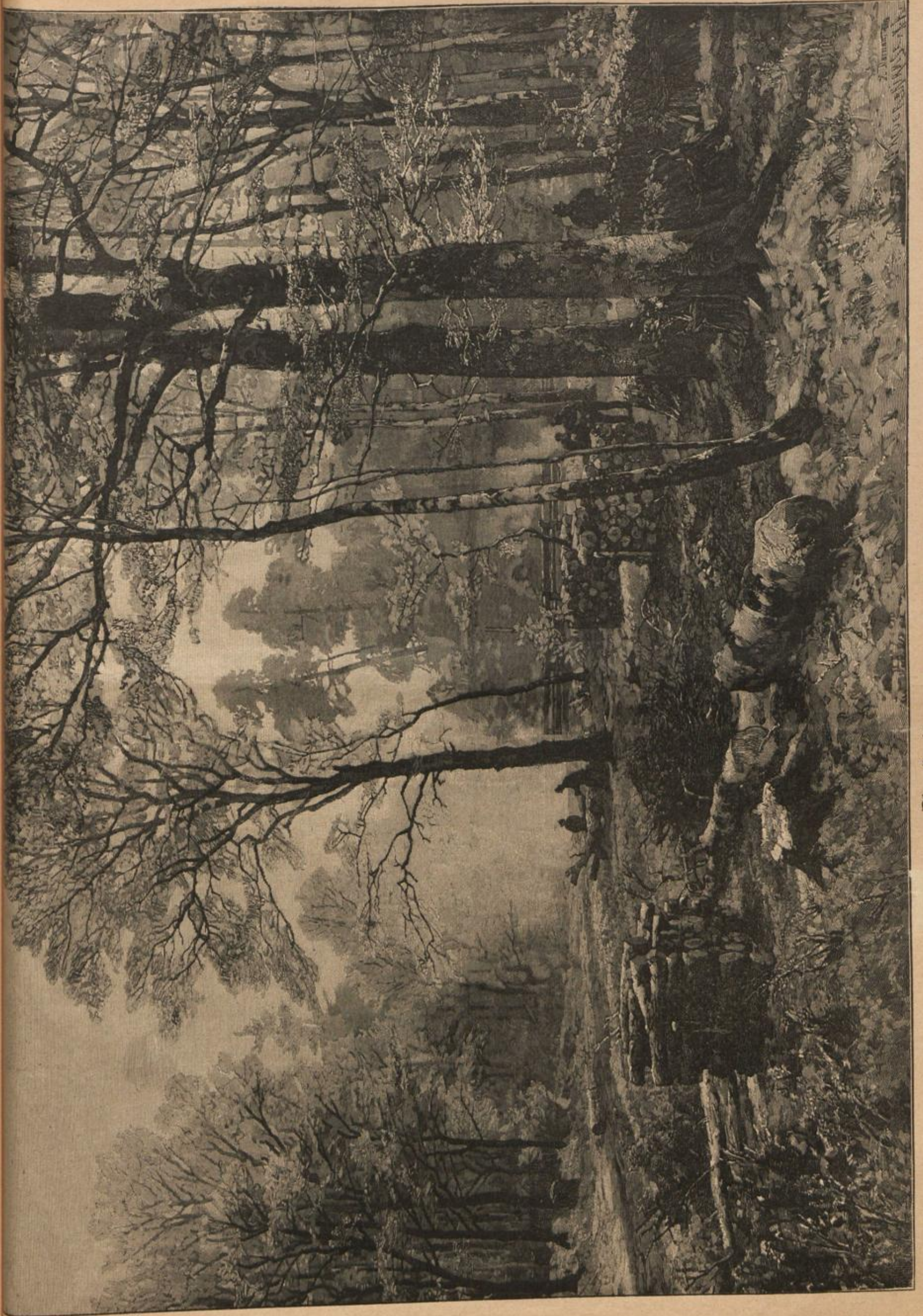
Die „staatsbürgerliche“ Richtung der Pädagogik eines Staatsmannes, wie Bacon es war, beherrscht

auch die seiner Nachfolger, nur daß es nun mehr auf den Privatmann innerhalb des staatsbürgerlichen Ganzen als auf das dienende Glied dieses Ganzen ankam. War das Mittelalter sammt seiner Pädagogik soweit „sozial“ gesinnt, als es die damaligen kirchlich geschlossenen Verhältnisse ergaben, so wurde die Pädagogik von nun an vorläufig „individualistisch“: den Einzelnen als solchen möglichst tüchtig zu machen, galt als das Hauptziel der Bildung und die Privat-erziehung gegenüber der Schulerziehung als die bevorzugte pädagogische Form, ursächlich zusammenhängend auch mit dem damals (16. bis 18. Jahrhundert) recht niedrigen Stand des Schulwesens. Von daher stammt auch die bis in unsere Tage herein wohlbekannte Figur des Hauslehrers, „Hofmeisters“, „Instruktors“, ja selbst die noch immer nicht überall überwundene Vorliebe für die private Ausbildung gegenüber der öffentlichen oder wenigstens gemeinsamen, die, beiderseits das Beste vorausgesetzt, jener entschieden überlegen ist.

Mit unseren letzten Ueberblicken haben wir bereits einige pädagogische Standpunkte des nächsten hier in Betracht kommenden und für weite Strecken der neueren Pädagogik einflussreichsten Mannes angedeutet, des Engländer John Locke (1632—1704). Von Bacon (wahrscheinlich nicht auch von Montaigne) beeinflusst denkt auch er zunächst an die Ausbildung des jungen Edelmannes als eines einzelnen Individuums und will im Allgemeinen ein Musterbild der häuslichen, der Privat-erziehung aufstellen, die also für ihn und auch für die nächste Folgezeit über der öffentlichen steht; die entscheidende Persönlichkeit ist dabei der Hausvater. Die Erziehung als solche, die sittliche Bildung, kommt für ihn nun wieder in den Vordergrund; der Grundsatz der Nützlichkeit ist allerdings auch ihm eigen, und seine Mittel zur Erziehung sind abermals solche des indirekten Interesses: die Gefühle der Ehre und der Schande sollen die Triebfedern des Jünglings sein. Als Formen des Bildens werden die Gewöhnung, das Beispiel, das erziehende Wort empfohlen und mit letzterem die Macht des „Raisonnements“, also des verständigen Ueberlegens, als Erziehungsfaktor betont; ausgeschlossen wird jedenfalls aller Zwang, und als eine Grundforderung die naturgemäße, freie Entwicklung angestrebt. Ein wesentliches Gewicht legt Locke auf die körperliche Ausbildung, mit dem bekannten Schlagwort vom gesunden Geist im gesunden Körper. Sein Unterrichtsideal entspricht seiner philosophischen Richtung, die ausgeht von den dem Geist zuströmenden sinnlichen Eindrücken, also seinem Sensualismus. Damit war einerseits der Nachtheil einer Vernachlässigung selbstständiger Verstandeshätigkeit und andererseits der Vortheil einer Begründung des Unterrichts auf das Anschauliche und einer Bevorzugung der Sache vor dem Wort gegeben.

Hierher gehört auch eine zunächst nicht pädagogische Erscheinung: das wohlbekannte Buch von „Robinson Crusoe“. Die Urform stammt von dem Engländer Defoe aus dem Jahre 1719; zahllose Nachbildungen verbreiteten es über die Welt, darunter hervorragend die spezifisch pädagogisch gefärbte von Campe (1779). Die Selbstbildung eines völlig isolirten, aus der Kultur in die freie Natur zurückgeworfenen Einzelnen war für die damalige Phantasie und Pädagogik ein erwünschtes Muster.

In Deutschland hatte inzwischen die neuzeitliche Einseitigkeit der Verstandesbildung die segensreiche Folge gehabt, daß, wenn schon die Erziehungskunst zurücktreten sollte, doch wenigstens die Lehrkunst als ein ganz eigenes Gebiet gepflegt wurde. So entfaltete sich die moderne „Didaktik“. In einer Zeit tiefen Verfalls des Schulwesens trat im Jahre 1612 Wolfgang Ratichius (1571—1635) mit Reformplänen vor die deutschen Reichsstände. Seine Kritik der bisherigen Verhältnisse, seine Anknüpfung einer neuen, allerdings von ihm lieber praktisch zu zeigenden als systematisch zu übermittelnden Lehrmethode (anschließend an Bacon), seine bereits im Geiste der Zeit liegende Forderung eines Ausgehens von der Sache zum Wort und von der Muttersprache zu den fremden Sprachen — so sehr dabei immer noch die Bedeutung des Textes und seines Memorirens unangetastet blieb — verschafften ihm Gehör, und



Blaukreif. Nach dem Gemälde von Hugo Darnaut.

ehr
gen
da-
nen
de
":
en,
at-
be-
en-
rt)
der
hl-
",
all
ng
in-
ner

its
in
der
tet,
son
ne)
ng
vi-
der
lfo
der
ist
he,
in
ist
sur
in-
de
en
el,
em
nen
ge-
ine
ng
de
ten
er.
nen
as.
ch-
un-
er-
ng

da-
on
ent
ose
ter
on
lig
id-
sfe

che
mit
als
nt-
zeit
12
nt-
titif
ner
ent
un-
der
zu
och
ns
nd

seit 1618 fand er zu Cöthen Gelegenheit, nach seinem Sinne eine Lehranstalt zu errichten und Lehrbücher herauszugeben.

In Ratichius' Weise, doch umfassender, großzügiger und nachhaltiger wirkte Amos Comenius (1592—1670). Er wurde der eigentliche Künstler der Didaktik, fußend auf dem Ideal einer allerdings etwas unklaren Allgemeinwissenschaft und Allgemeinbildung. Er verlangte ein Ausgehen nicht von Texten, sondern von der Anschauung — genauer: von der Veranschaulichung — der wirklichen Welt und gab in diesem Sinn 1657 seinen „Orbis pictus“, d. i. eine „Welt in Bildern“, heraus, das Ursprungswerk für zahlreiche solche Unterrichtsbilderbücher. Er wollte mehr, als Andere seiner Zeit, die Selbstthätigkeit des Schülers gewahrt und Alles freiwillig, ohne Gewalt erreicht wissen; er gab zur Vertreibung der Trägheit des Schülers eine Reihe von Mitteln an, die darauf hinauskommen, den Schüler — z. B. durch dessen eigene Praxis — aus sich heraus zu bilden; die Lehrenden sollten weniger lehren, die Lernenden mehr und müheloser lernen. Allerdings war das „Naturgemäße“ dieser Bildungsart noch lange nicht das Ideal einer abermals vorgeschrittenen Zeit; noch herrschte hier schließlich das seit dem Humanismus beliebte Prinzip der imitatio, der „Nachahmung“, d. h. der Nachbildung fremder Gedanken und Texte durch den Lernenden. Von höchstem Werth war sein Abzielen auf eine systematisch geschlossene Ausbildung von der Geburt bis in jedes Alter hinauf. Vier gleiche Epochen der Jugend sollten ausgefüllt sein: durch die „Mutter-schule“, die vorzugsweise die äußeren Sinne zu üben habe; dann durch die Volksschule oder Muttersprachschule, von der die inneren Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß, nebst den ausübenden Organen, zu pflegen seien; weiterhin durch die Lateinschule (Gymnasium), die den Verstand und das Urtheil zu bilden habe; endlich durch die Akademie (Universität), die — merkwürdiger und etwas mißverständlicher Weise — auf den Willen zu wirken habe, und zwar mit Besondere dieser Aufgabe für die verschiedenen Fakultäten.

Besonders Großes an Rufen nach Natur statt Kultur (mit Hinweis auf Robinson), an Gleichgültigkeit gegen den objektiven Lehrinhalt, aber auch gegen die vom Kind mitgebrachte seelische Welt, an Subjektivismus und an Beschränkung auf die Welt des einzelnen Individuums, zugleich an Breite der immer und immer die Grundgedanken eines Ab-

gehens von allem Bisherigen laut ausschreitenden und somit unhistorischen (allerdings an Locke anknüpfenden) Darstellung leistete Jean Jacques Rousseau (1712—1778). Die dem Menschen ursprünglich mitgegebene „Natur“ ist für ihn ebenso das gute Prinzip, wie sie für eine christliche Pädagogik das Gegentheil ist. Die Kultur, aus der er mit seiner Pädagogik hinausflüchten wollte, und der er 1762 sein Hauptwerk „Emil oder die Erziehung“ entgegenstellte, also die Welt des späten französischen Königthums, war allerdings dafür und für den stürmischen Erfolg dieses Werkes der richtige Boden. Daß die Natürlichkeit, die Rousseau für die Erziehung verlangte, unbeschadet all der höchst werthvollen Hinweise auf Körperpflege, auf spontane Charakterentfaltung, auf Offenheit usw., doch mehr etwas Neujährliches und Negatives war, daß er zu viel vom Jüngling selbst erwartete und in dessen Bildsamkeit nicht näher eindrang, ging jener selber unhistorischen und pädagogisch primitiven Welt noch nicht nahe. Daß Rousseau z. B. die Eigenschaften eines guten Erziehers nur eben schlechtweg voraussetzte; daß er meinte, der Arme brauche keine Erziehung (da ihn schon die Gewalt der Umstände erziehe), und den Kindern habe man nur Eine Wissenschaft beizubringen: die Kenntniß der Menschenpflichten; daß Rousseau sich keine Mühe gab, die Bestandtheile der Pädagogik zu unterscheiden und ihre Hauptsache, das Wie des Einwirkens auf den Jüngling zu einer eigenen Kunst zu entfalten; daß er, kurz, der geniale Dilettant war, für die Pädagogik so etwas wie ein reinlichkeitspredigender Pfarrer für die Heilkunst, mit all' den Vorzügen und Nachtheilen und vor Allem mit dem stürmischen historischen Erfolg eines solchen: das störte damals recht wenig, obgleich natürlich an Bekämpfungen seines Standpunktes niemals ein Mangel war.

Während nun die bisher besprochenen reformatorischen Anläufe des Auslandes die Pädagogik ganz neu bereicherten, gliederte sich wenigstens für Deutschland die Fülle alles Alten und Neuen in etwa vier, theils neben-, theils nacheinandergehende und theils verwandte, theils gegensätzliche Richtungen. Zwei von ihnen bewegten sich mehr in älterem, zwei in mehr neuem Rahmen. Jene sind — um kurz ihre gleich zu erläuternden Namen anzugeben — der Pietismus und der Humanismus, diese der Realismus und der Philanthropismus. Der Rahmen des erstgenannten war das Christenthum, des zweiten das

Alterthum, des dritten und des vierten der damalige Wissens- und Verkehrsbedarf.

Der Pietismus war ursprünglich fast ein Gegenheil von Dem, was wir uns heute unter dieser Bezeichnung vorzustellen pflegen, und zwar eine Opposition gegen die Orthodoxie im Protestantismus, speziell gegen das Vorherrschende des Dogmatischen, mit einem Drängen nach innerer „Wiedergeburt“ und nach einer wahrhaftigeren Bethätigung des Christenthums, als durch jenes theologische Verstandesleben erreichbar schien. Die naheliegende Anwendung auf die Pädagogik war hier insbesondere Sache von August Hermann Francke (1663—1727), der 1695 die nachmals so benannten und berühmten „Francke'schen Stiftungen“ zu Halle begründete; sie bestehen hauptsächlich aus mehreren Schulen, unter denen die zwei Lehrerseminare (ein elementares und ein höheres) den eigentlichen Ursprung der, für die moderne Pädagogik nunmehr grundlegenden Kunst der Lehrerbildung schufen und Halle für lange zu einer pädagogischen Zentrale machten. Mit dem religiösen Lehrziel verband sich aber auch das einer Vorbereitung auf's praktische Leben: die schon von Comenius und Locke betonten realistischen Bildungselemente wurden hier aufgenommen, und so geschah ein Uebergang zu dem später zu besprechenden Realismus.

Fast den Gegensatz zum Pietismus bildete die nunmehr neu gestaltete Richtung des Humanismus. Wie wir ihn aus dem Beginn der Neuzeit kennen, war er nachgerade in einen Verfall gerathen, an dem auch die zum Theil ganz anderswohin zielenden Bestrebungen der meisten von uns zuletzt genannten Männer mitarbeiteten; namentlich das Griechische war zurückgetreten. Erst als mehrere tüchtige Alterthumsforscher — voran J. M. Gesner (1691—1761), später besonders F. A. Wolf (1759—1824) — und dann die Führer unserer neuen klassischen Literaturperiode eine begeisterte und sachlich würdige Pflege der Antike geradezu im Sinne einer eigenen Lebensanschauung trieben, entfaltete sich der Neu-Humanismus zu einer fürderhin so viel bekämpften Kulturmacht; seine Hauptschöpfung, das neuere Gymnasium, zeigte allerdings von vornherein wieder den übels bekannten Geist eines vorwiegend sprachlichen Wissens und einer Gelehrsamkeit, die nicht nur vom praktischen Lebensbedarf abführte, sondern auch einen entschiedenen Gegensatz gegen das spezifisch Pädagogische bedeutete; dieses kam unseren Gymnasien erst von anderer Seite her zu Gute. (Fortf. folgt.)

~*~ Lied eines Gefangenen. ~*~

Durch's Fenster meiner Zelle
Sah' ich ein kleines Haus,
D'rin wird es Abends helle,
Der Vater tritt über die Schwelle . . .
Durch's Fenster meiner Zelle
Sah' ich ein kleines Haus.

Durch des Fensters Eisendrähle
Sah' ich manch' stilles Glück:
Die Mutter sah' und nähte,
Im Korb Nesthäkchen krabte . . .
Das sah' durch die Eisendrähle
Ich Alles Stück für Stück!

Sah' dort einen wilden Buben,
Wie meinen, goldlockig und frisch!
Das Mütterchen schalt den Buben!
Der polterte durch die Stuben
Und sprang über Stuhl und Tisch . . .

Da dacht' ich an Zwei, die mein eigen —
Ich dachte an Weib und an Kind. —
Wohl that sich das Haupt mir neigen. . .
Ich dachte an Zwei, die mein eigen,
Die einsam und traurig sind . . .

Da hab' ich die Augen geschlossen
Und an die Wand mich gelehnt. —
Es ist keine Thräne geflossen,
Mein Herz war wie Erz gegossen! —
Ich hab' nur die Augen geschlossen
Und mich an die Wand gelehnt.

L. Kellen.

(Fortsetzung.)

Frau Kläre.

Novelle von Dorothee Goebeler.

Langsam stieg Fedor die Treppen hinab. Ein Chaos von Gefühlen stürmte und wogte in seiner Brust. Er hatte sich zu dieser Austrittsvisite nur mit getheilten Empfindungen aufgemacht. Herr Karl Schubert war ihm niemals sonderlich sympathisch gewesen, und nach seinem Wilsde hatte seine Phantasie sich auch das seiner Frau gefordert. Wie würde sie sein? Langweilig, spleißbürgerlich, er konnte es sich denken. Und nun? Seine Wangen brannten, sein Herz schlug; es war ihm, als sei er plötzlich in eine neue Welt gekommen, eine Welt, in der Alles, was sein junges phantastisches Herz bisher im Verborgenen geträumt, plötzlich lauten, klingenden Wiederhall fand.

Ein Lächeln auf den Lippen, schritt er die Schloßstraße entlang, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte; er drehte sich um: es war der Doktor. Mit einigen raschen Schritten war er an seiner Seite: „Frau Kläre schickt mich Ihnen nämlich nach, damit Sie sich nicht wieder verlaufen.“

„D... aber!...“ Der junge Mann wich etwas zurück, er glaubte, in der Stimme des Anderen wieder jenen Ton überlegenen Spottes zu hören, der ihn schon im Salon stutzig gemacht hatte. Ein lihl abweisender Zug glitt über sein Gesicht. „Ich werde ja den Weg auch selber finden.“

Sparmann lachte. „Nun bitte, keine Empfindlichkeit! Wir haben überdies heute einen Weg, ich will auch noch nach Berlin. Sie fahren doch nach dem Potsdamer Bahnhof?“

„Allerdings.“
„Dann erlauben Sie also, daß ich mich Ihnen anschließe.“

Das klang schon etwas anders, Fedor machte eine höfliche, aber noch immer etwas reservierte Verbeugung. So schritten sie nebeneinander hin. Sparmann nahm zuerst wieder das Wort: „Sie wollen also zur Bühne gehen?“

Fedor sah mit einem raschen Seitenblick zu ihm empor, wieder flog es wie ein feines Roth über seine Wangen: „Ich... wenn ich... ach, Frau Schubert macht so viel daraus... es ist ja nur eine Idee, ein Wunsch...“ Er seufzte. „Ein Wunsch, der ewig Wunsch bleiben wird.“

„Falls Sie wirklich Talent haben, wäre das zu bedauern; überlegen würde ich mir die Sache aber jedenfalls, es ist ein schwerer Beruf.“

„Aber auch ein schöner.“ Seine Augen strahlten. „Um — für den großen Künstler vielleicht, aber für die Anderen? Glänzendes Glend! Immerhin kann ich ja mal mit Schwarz sprechen, wenn er von der Reise zurück ist. Haben Sie Anlage, finden Sie in ihm einen warmen Berather.“

„Sie wollten wirklich?“ Fedor blieb stehen und streckte in einer impulsiven Bewegung dem Anderen die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen.“

„Durchaus nicht nöthig! Im Uebrigen sind wir am Bahnhof, machen Sie schnell, da kommt gerade ein Zug.“

Sie hatten ein Coupé für sich. Sparmann lehnte sich behaglich in die Polster zurück: „Herrn Schubert selbst kennen Sie noch garnicht?“

„Aber gewiß, wir liefern doch für seine Firma. Er war ja jedes Jahr ein paar Mal bei uns in Bremen; die ganzen überseeischen Einkäufe gehen doch durch seine Hand.“

„Ah ja, richtig, ich vergaß!“ Sparmann tippte mit dem Finger gegen die Stirn. „Wissen Sie übrigens, 'n netter Kerl, der Schubert, nobler Charakter vor allen Dingen, sehr nobler Charakter.“

„Ja, mein Onkel hält auch große Stücke auf ihn. Er ist auch schon lange in seinem Geschäft, ich glaube zwanzig Jahre. Er war schon da, als mein Papa noch lebte; Papa und er waren doch intime Freunde.“

„Das erzählte Frau Schubert neulich mal; nun, wir werden Sie also öfter draußen sehen?“

„Ja, ich denke... Frau Schubert wünscht es ja, und...“

Er brach ab und machte eine Pause, dann sagt er nachdenklich: „Ich... ich hab' sie mir ganz anders gedacht; ich glaube, sie ist nicht glücklich.“

Sparmann richtete sich auf. „Wer? Frau Kläre? Warum denn nicht? Weil sie ihren Männe zu — na ja, zu hausbacken findet? Ach, glauben Sie doch das nicht! Das sind so Weiberideen, wissen Sie. Da hat man was gelesen und was im Theater gehört, und nun hat man nichts zu thun und ist viel allein und spinnt sich ein in phantastische Träume, und möchte vor allen Dingen gern interessant sein. Bloß nicht ernst nehmen, so was... bloß nicht ernst nehmen!“ Er hatte in steigender Erregung gesprochen; in seinen letzten Worten lag es beinahe wie eine geheime Warnung. Fedor Russell sah mit fragendem Blick zu ihm empor; ehe er jedoch etwas erwidern konnte, hielt der Zug. Der Lärm des Bahnhofs verbot die weitere Unterhaltung. Als sie die Straße erreicht hatten, hemmte der Jüngere den Schritt: „Was haben Sie eigentlich gegen Frau Schubert?“

„Ich? Wie kommen Sie darauf, daß ich etwas gegen sie haben könnte?“

„Sie verspotten sie!“

„Frau Schubert?!“ Der Doktor lachte auf, es lag etwas Schneidendes in diesem Lachen; dann schüttelte er unmithig den Kopf: „Ach, lassen wir das! Ich glaube auch, hier trennen sich unsere Wege, also auf Wiedersehen Donnerstag Abend zur — Geisterbeschwörung! Vergessen Sie nicht: dreimal klingeln, sonst kommt man nicht hinein.“ Es lag wieder der alte Spott in seiner Stimme, dann sagte er mit einem warmen Ton und die Hand des Anderen kräftig schüttelnd: „Ich hoffe, wir werden Freunde sein.“ Und ehe Fedor noch etwas erwidern konnte, zog er den Hut und verschwand im Gewühl der Straße.

In seinem Zimmer fand Fedor einen Brief aus Bremen. An der zierlichen Schrift erkannte er die Hand seiner Mutter. Ohne Hut und Ueberzieher abzulegen, riß er das Couvert herunter, trat an das Fenster und las:

Mein lieber alter Fred!

Deine Karte haben wir heut' fröh erhalten und hat es uns sehr gefreut, daß Du eine so gute Reise gehabt hast und Dir Deine neue Wohnung gut gefällt. Du schreibst aber garnichts über das Geschäft. Bitte, hole das doch ja bald nach und schreib an Onkel direkt deswegen, besonders über die Arbeitseinteilung und wie so die ganze Comptoirführung gehandhabt wird; denn es ist doch gewiß noch immer anderes Arbeiten da in Berlin, als hier.

Lieber alter Fred! Eigentlich bin ich nun doch recht froh, daß On'el auf seinen Willen bestanden und Dich noch in ein anderes Geschäft geschickt hat, trotz der Trennung. Siehst Du, es ist doch für Dich ganz gut, daß Du einmal eine Weile unter Fremden arbeitest und nicht hier, wo Alles bis zum Prokuristen hinauf schon in Dir den künftigen Herrn sieht, und dann bekommst Du doch auch noch ein Stückchen Welt zu sehen und ein bißchen Großstadtreiben.

Aber Du wirst Dich nicht zu tief hinein wagen, nicht wahr, mein alter Junge? Ach Fedor, bleibe brav und gut; Du weißt doch, daß wir nichts haben als Dich und daß Du Onkel und Deiner Mutter Ein und Alles bist. Und nicht wahr, das von damals, das mit dem Theater, hast Du doch nun vergessen? Glaube mir doch nur, mein guter alter Junge, es wäre wirklich nicht das Richtige für Dich gewesen, Dich hatte nur der augenblickliche Reifall veranlaßt! Du hast doch niemals vorher an das Theater gedacht und bist immer glücklich und zufrieden gewesen, und Du weißt doch, wenn Du wirklich Talent hättest, würde Onkel Dir garnichts in den Weg legen; aber Deine Stimme reicht ja garnicht aus, und mit dem hübschen Aussehen, — siehst Du, nun

werde ich Dich noch eitel machen, — aber wirklich mit dem hübschen Aussehen allein und dem bißchen Pathos ist doch auch nichts gethan. Es ist ganz etwas Anderes, ob man vor einem großen fremden Publikum, oder vor lauter guten Fremden spielt, also das ist vergessen, nicht wahr? Wenn Du erst älter bist, wirst Du das doch einsehen.

Du bist wohl nun auch bei Schuberts gewesen? Gehe doch recht oft hin. Es ist uns wirklich eine so große Beruhigung, zu wissen, daß Du da einen Anhalt hast. Wie ist Frau Schubert? Schreib mir doch recht bald von ihr. Nicht wahr, sie ist sehr hübsch und sehr gut? Er hat immer so viel Nettes von ihr erzählt, und eigentlich war es doch eine rechte Liebesheirath, sie hat doch garnichts gehabt, als arme Kanzleirathstochter. Schleße Dich doch recht an Schuberts an, ja? Du glaubst garnicht, was für einen Halt es einem jungen Manne gewährt, wenn er in einer guten Familie Anschluß hat, und sie werden Dich gewiß aufnehmen wie ein Kind vom Hause. Und nun Gott befohlen, mein alter Fred. Onkel grüßt Dich herzlich und viele Küsse schickt Dir Deine Mutter.

Er ließ den Brief sinken und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann schob er ihn in die Schreibmappe, zog sich aus, zündete die Lampe an und nahm Gabriele d'Annunzio's „Luft“. Er brannte vor Verlangen, zu erfahren, wie der Mann beschaffen sein sollte, dem Frau Kläre Schubert gern begegnet wäre. — —

In derselben Zeit legte Karl Schubert die Abendzeitung bei Seite, blies ein paar mächtige Rauchwolken gegen die Decke und wandte sich zu seiner Frau: „Und nun sage mal, wie findest Du denn so den jungen Russell?“

Sie lag hingegossen im Schaukelstuhl und blätterte in einem Buch. Bei seinen Worten ließ sie den Band etwas sinken und wandte lässig den Kopf: „Wie soll ich ihn denn groß finden, so einen Jungen?“

„Du mußt doch wissen, ob er Dir sympathisch ist?“

„Darüber habe ich noch garnicht nachgedacht, scheint ja aber 'n netter kleiner Mensch zu sein.“

„Nicht wahr? Das fand ich auch immer! Wäre mir auch, offen gesagt, recht fatal gewesen, wenn Du keinen Gefallen an ihm gefunden hättest. Hab' dem Alten doch nun einmal versprochen, daß er bei uns einen Anhalt finden soll. Ich rechne stark auf Dich.“

„Ich hab' ihn ja schon für die Sonntage eingeladen.“ Sie verbarg ein Gähnen hinter ihrem Buch.

„Wenn er sonst auch mal des Abends kommt, schadet es auch weiter nichts. Besser er sitzt bei uns, als in den Kneipen. Müßt doch eigentlich Beide harmoniren, ist ja auch so ein Bißchen phantastisch angelegt, wie Du.“

„Wieso denn?“ Sie nahm das Buch wieder auf und schlug ein paar Seiten um; über den Mund hinweg aber gingen ihre Augen forschend zu ihm hinüber.

„Ja, wieso...“ Er stand auf, verschränkte die Arme auf dem Rücken und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen. „Genaueres weiß ich eigentlich auch nicht. Der Alte machte ein paar Andeutungen das letzte Mal — hatte wohl so Ideen, der Junge — Schauspieler werden, oder dergleichen; so 'n zwanzigjähriger Kopf träumt sich ja manchmal was zusammen. Was sagt er denn sonst?“

„Gott, was soll er denn sagen? Wir haben ja keine zwanzig Worte miteinander gesprochen, und dann kam auch Sparmann.“

„Ach was? Sparmann — wieder mal?“

„Er hat mir ein Buch zurückgebracht. Hast Du Dir übrigens die Sache mit dem Perfer überlegt?“

„Mit dem...“ Er drehte sich um, in sein

bisher heiteres Gesicht kam ein Zug von Verstimmung: „Denkst Du denn noch immer an das Ding?“

„Ja, natürlich denk' ich daran.“ Sie stand auf und trat zu ihm, und die vollen weißen Arme um seinen Hals schlingend, sah sie mit schmeichelndem Blick zu ihm empor: „Und nicht wahr, ich bekomme ihn doch auch? Siehst Du, ich habe noch einmal mit Ehrlich gesprochen; wenn Du ihm jetzt dreihundert Mark gibst und die anderen zweihundert zu Neujahr, schickt er den Teppich schon morgen, Du brauchst nur eine Karte zu schreiben. Mach' doch nicht einfach solch' ein Gesicht, alter Brummbar! Er ist doch einfach wundervoll, denk' nur, bald an zweihundert Jahre alt! Ich bekomme ihn doch, nicht wahr, ich bekomme ihn? Bist auch mein Lieber, einziger Mäme, mein . . .“

„Und Du bist eine liebe, einzige Schmeicheltage, aber auch meine gute vernünftige Frau, nicht wahr?“ Er schlang den Arm um ihre Taille. „Ueberlege doch mal: fünfhundert Mark für einen Teppich — das wär' ja geradezu heller Wahnsinn!“

„Du brauchst sie ja nicht mit einem Mal zu bezahlen.“

„Also neue Schulden! . . . Wir haben, dächt' ich, noch gerade genug an den alten.“

„Und wenn ich nun recht schön bitte?“ Sie lehnte ihren Kopf an seine Wangen und küßte ihn.

„Aber Liebste, Beste,“ er zog sie an sich. „Du mußt doch vernünftig sein. Jetzt hab' ich Dir den

Gefallen gethan und bin nach Steglitz gezogen, trotzdem hier Alles um so viel theurer ist. Die Bilder sind noch nicht einmal bezahlt, auf dem Büffet stehen auch noch zweihundert Mark, und nun wieder diese Riesensumme für den Teppich — wir richten uns ja zu Grunde, und rein um Lappalien.“

„Natürlich, meine Wünsche sind für Dich ja immer Lappalien.“ Sie wand sich aus seinen Armen und warf sich in einen Sessel.

„Aläre?!“

Sie antwortete nicht. Mit der Miene eines trotziges Kindes drehte sie ihm den Rücken und stützte das Gesicht in die Hand.

„Aläre, das . . . ist schlecht von Dir. Wo ich Alles thue, was ich Dir von den Augen absehen kann! Und was ist das Ganze? Du hast da im Cabaret gelesen. . .“

„Karabacek, bitte.“

„Meinetwegen kann er Knatschel heißen — aber weil er ein Buch über altpersische Teppiche geschrieben hat, brauchen wir doch noch keinen zu kaufen! So hoch ist mein Einkommen nicht. Wenn Du absolut 'n neuen Teppich haben willst, nimm Dir meinetwegen einen billigeren. Sechzig Mark kann ich wohl noch abstoßen und . . .“

„Nein, ich danke für solchen Schund.“

„Na — na — na, es giebt sehr schöne Sachen dafür.“

„Das magst Du ja finden. Dir ist es natür-

lich gleich, ob Du Kraut und Rüben da zu liegen hast, oder etwas Gebiegenes.“

„Mindestens dank' ich für gebiegene Sorgen! . . . Was denn? Regenwetter?“ Er sah sie einen Moment fassungslos an, dann zog er sie wieder in seine Arme: „Aber Aläre! Schas! So beruhige Dich doch! Wie mich das nun betrübt! Wenn Dein Herz so sehr an den alten Lappen hängt . . .“

„Bekomme ich ihn auch, nicht wahr? Siehst Du, ich wußt' es ja, daß mein Mäme mir den kleinen Wunsch nicht abschlagen kann! Hast mich ja viel zu lieb dazu? Sag' einmal, hast Du mich lieb?“ Sie schmiegte sich an ihn und legte von Neuem die Arme um seinen Hals. Ihre Thränen waren versiegt, mit strahlendem Lächeln suchten ihre Augen die seinen. Statt aller Antwort zog er sie fester an sich, seine Lippen preßten sich auf die ihren, auf ihre Stirne, ihren Nacken, ihr Haar. Es war, als sei ein Mauth über ihn gekommen. Sie ließ es geschehen, dann aber machte sie sich los und zog ihn sanft nach dem Tisch: „Und nun schreibst Du auch die Karte, ja? Schau, ich hab' Dir schon Alles so schön zurecht gelegt. Da . . .“

„Die Karte? . . . Ach ja, die Karte.“ Er nahm den Halter aus ihrer Hand und setzte ihn zögernd zum Schreiben an, warf ihn jedoch schon im nächsten Augenblick mit heftiger Bewegung auf den Tisch: „Ne'n! . . . Schlag' Dir die Sache aus dem Kopf! Ein für allemal: Es geht nicht.“ (Fortf. folgt.)

Feuilleton.

Rauhreif. Der Winter ist im Anzug. Zimmer matter fallen die Strahlen der tief am Himmel stehenden Sonne und in der Nacht geht ein eisiger Hauch über das Land. Noch kündigt sich der Winter nicht direkt an, in tiefer Ruhe liegt der Wald, auch in der Nacht rührt sich kein Lüftchen. Naß und kalt ist der Boden, sind die Bäume und Hölzer. Das ist die Zeit, da in den stillen, kalten Nächten der Reif sich auf den rauhen Flächen niederschlägt, die Rinde der Baumstämme, die zarten Verzweigungen der Zweige weiß überzieht, und wenn dann der Morgen kommt, da sieht der Wald in seinem Winterkleide, in schimmerndem Weiß. Schöner noch als das Wintergewand, das sich bald über die Äste legt und alle Formen verhält, ist dieser leichte Reif, der die zierlichen Zweige nachzeichnet und nur noch stärker hervorhebt. Und wenn die matte Sonne kommt, dann glitzert und blinkt es von allen Zweigen, dann steigt aber auch dampfend der Nebel und umhüllt die ferneren Bäume so dicht, daß sie den Blick entzogen sind, während die Bäume des Mittelgrundes nur als zusammenhängende graue Massen mit ihren zarten Silhouetten sich von dem Hintergrund abheben.

Gräco-indische Plastik. Die bildende Kunst tritt in der Geschichte Indiens bemerkenswerth spät hervor. Erst der Buddhismus, der im 6. Jahrhundert vor Christo entfiel, wirkte auf die bildende Kunst anregend durch die Fülle der Fabeln und Legenden, mit denen besonders der Lebenswandel Buddha's selbst ausgestattet wurde. Die erhaltenen Monumente beginnen erst etwa mit der Zeit des Königs Asoka (um 200 v. Chr.). Von vornherein zeigen sich Spuren fremder, und zwar persischer Anregung. Eine stärkere Einwirkung einer fremden Kunst zeigte sich aber erst, als Alexander in das Land einbrang und nach seinem Tode Jahrhunderte lang griechische Könige an den Grenzen Indiens, ja lange Zeit über weite Gebiete des nordwestlichen Indiens selbst herrschten. Hermann Oldenberg führt in seinem neuen Buche „Aus Indien und Iran“ (Berlin, Wilhelm Berg) über diese Verhältnisse Folgendes aus: Während die literarischen Formen Indiens in festen, alten, geheiligten Typen entwickelt und eingewurzelt waren, stand den architektonischen und plastischen Werken des klassischen Alterthums in Indien nichts gegenüber, was auch die befängelt nationale Voreingenommenheit jenen für ebenbürtig hätte halten können. Freilich scheinen diese Einwirkungen sich kaum vor Beginn unserer Zeitrechnung bemerkbar gemacht zu haben; damals durchzogen griechische Künstler die ganze Welt, und sie wußten mit geschickter Hand die Typen ihrer Kunst den Bedürfnissen, dem Ideenreichtum der fremden Zivilisationen, auf deren Boden sie sich bewegten, anzupassen. In der Architektur hat zwar der griechische Tempel als Ganzes keinen Eingang gefunden, aber die Formen der griechischen Säule haben in Indien Bürgerrecht besessen.

Die Plastik dieser Zeit bewegt sich ganz überwiegend im Bildekreis des Buddhismus. Mit besonderer Vorliebe, mit voller, durch die Verührung griechischen Geistes

geweckter Freiheit wendet sie sich der Person Buddha's selbst zu, von der die ältere indische Kunst sich schon zurückgehalten hatte. Das Berliner Museum besitzt eine ganze Reihe solcher gräco-indischer Buddha's in den Originalen. Die Statuen sind etwa einen halben Meter hoch, gewöhnlich aus Chloritstiefen hergestellt. Buddha thronet in orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf dem mit Löwenfüßen geschmückten Sitz. Die jugendliche Gesichtsbildung scheint einen Anklang an den Apollotypus zu zeigen, doch haben die weichen, vollen Formen einen fast weiblichen Charakter. Entgegen der Tradition, die mönchisch geschorenes Haar verlangt hätte, ist das Haar reich und elegant geordnet, oben zu einem mächtigen Lockenkranz zusammengefaßt. Der Gesichtsausdruck zeigt den tiefen Frieden eines Liebeswinders, für den alles Ringen und Streben in weislose Form entschwunden ist. Ein großer Nimbus — auch ein Zeichen griechischen Einflusses — umgiebt das Haupt. Der schöne, reiche Faltenwurf des Gewandes ist durchaus griechisch behandelt.

Hervorzuheben ist ferner ein Relief voll tiefer Empfindung, das den Tod des Buddha darstellt, oder vielmehr, um der buddhistischen Ausdrucksweise treu zu bleiben, sein Eingehen in das Nirwana. Es ist nicht, wie die früheren indischen, ein wirres und überladenes Landschaftsbild mit menschlicher Staffage, sondern es zeigt den einfachen und klaren Aufbau antiker Reliefkomposition. In der Mitte ruht der Hingegangene auf erhöhtem Lager wie ein Schlafender, die Rechte zu dem auf dem Rücken liegenden Haupt erhoben. Der Kopf ist fast jugendlich, die Haartracht dieselbe wie bei der eben beschriebenen Buddhafigur. Vor dem Ruhebett ist ein Mönch, wie es scheint, im Uebermaß der Trauer zu Boden gesunken; ein zweiter Mönch sucht ihn aufzurichten. Weitere fahlgewandte Mönche und einige andere menschliche und göttliche Wesen umgeben andachtsvoll das Sterbelager; inmitten der Trauernden aber sieht man eine bärtige Gestalt mit höhnlichem Ausdruck, wahrscheinlich Mara, den Satan des Buddhismus, der den Hingang seines Liebeswinders mit spöttischem Triumph betrachtet.

Die Wirkung der griechischen Anregungen auf dem Gebiet der indischen Kunst waren nicht von langem Bestande, so wenig wie die Wirkung des griechischen Einflusses in Indien überhaupt. In der letzten Tiefe hat dieser Einfluß den Geist des indischen Volkes nicht ertastet können. Wie die hellenischen Reiche Indiens von den Stürmen asiatischer Völkerwanderungen wogeweht wurden, so ist bald auch, was die Griechen an geistigen Vorkäufen mitgebracht hatten, von dem übermächtigen Gewicht des Hinduismus erdrückt worden und fast spurlos verschwunden.

Hamburger Schiffer- und Fischerhäuser. In einem neuen Buche, das unter dem Titel „Palastfenster und Flügeltür“ bei Bruno und Paul Cassirer (Berlin) erschienen ist, widmet Alfred Lichtwark den Schiffer- und Fischerhäusern im Hamburger Gebiet ein besonderes Kapitel: Für das kleinere Wohnhaus der wohlhabenden

Schiffer und Fischer giebt es zwei Typen. Der eine schließt sich an die städtische Architektur des vergangenen Jahrhunderts. Einfache Backsteinwände mit dem zarten, hellen Reg der Fugen, ein hohes rothes Ziegeldach darüber. Nirgend Säule, Ornament oder Gebälk. Nur die Fensterrahmen stehen weiß in dem rothen oder rotvioioletten Mauerwerk, und die Hausthür ist dunkelgrün gestrichen. Nirgend Formreine. Schmuckformen finden sich nur an der Thür. Der Wohlhabendere hält auf eine schöngestaltete, vielleicht mit geschmückten Rosetten, auch wohl mit Laubgängen geschmückte Thür, deren Griff und Schloßblech aus blank gepulvtem Messing sehr freundlich auf dem grünen Grunde stehen. Das Oberlicht darüber pflegt ebenfalls geschmückt — oft in sehr zierlichen und liebenswürdigen Formen — und in seinen Holztheilen im Gegensatz zur grünen Thür meist weiß bemalt zu sein. Soll noch ein Uebriges geschehen, so erhält die Thür eine Sandsteinumrahmung mit beschönigtem, zierlichem Gebälk. Bis auf den Giebel und die hohe Treppe, die hier fehlen, sind das dieselben Kunstmittel, die im vergangenen Jahrhundert bei uns (Hamburg) für das städtische Haus galten, das in der hohen rothen Wand mit weißen Fenstern seinen anderen Schmuck kannte, als das Portal und den Giebel.

Das beschönigtere Fischerhaus pflegt noch einfacher, aber koloristischer noch stärker zu sein. Unter dem Strohdach oder Ziegeldach eine gepuzte Wand, deren Kalkanstrich alle Jahre vom Bewohner selbst aufgerichtet wird. Diese Wand ist in der Regel weiß, doch kommen auch grünliche und gelbliche Tönungen vor. Der Sockel, soweit der Regen anspitzen kann, ist schwarz geteert, damit die Hausfrau ihn abwaschen kann. In der weißen Wand sitzen die Fensterrahmen, natürlich nicht weiß, sondern dunkelgrün, dunkelblau, ockfarblich, und die Fensterrahmen und die Thüren sind dann in derselben Farbe gestrichen. Die Wirkung der einfachen, fatten Farben im Schatten der geschorenen Wände, die das Haus umgeben, ist so stark und so lieblich, daß alle moderne Architektur, die auf Farbe verzichtet, dagegen nicht aufkommt.

Was diese beiden hauptfächlichen Häusertypen unserer Gegend noch in ein besonders gemüthliches Licht rückt, ist, daß der Bewohner sie selber pflegen kann. Schiffer und Fischer sind von ihren Fahrzeugen her mit der Farbe vertraut. Der Kapitän oder Zooße streicht alljährlich zu Pfingsten seine Fensterrahmen und seine Thürentüren weiß und seine Thür und die Fensterrahmen grün, der Fischer giebt seinem Hause einen frischen weißen Kalkanstrich und theert den Sockel. Mit wenig Kosten sind die Häuser beständig frisch zu halten.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!